



HERTA MÜLLER
Heute wär ich
mir lieber
nicht begegnet

abzuluchsen, bevor er elend wurde in der Fabrik. Ich fror, weil ich mich nicht satt sehen konnte, nicht weil ich zu dünn angezogen war. Der Mond ist zerfressen um diese Zeit, weiß am Ende der Stadt nicht wohin. Der Himmel muß den Boden loslassen, wenn es hell wird. Die Straßen laufen steil hinunter und hinauf auf ebener Erde. Die Straßenbahnwagen fahren hin und her wie beleuchtete Zimmer.

Auch die Straßenbahnen kenne ich von innen. Wer um diese Uhrzeit einsteigt, ist kurzärmlig, trägt seine abgewetzte Ledertasche und an beiden Armen Gänsehaut. Er wird mit trägen Blicken abgeurteilt. Man ist unter sich, die Arbeiterklasse. Bessere Leute fahren mit dem Auto zur Arbeit. Und untereinander vergleicht man: Der hat es

besser, der schlechter. Genau wie man selbst hat es keiner, das gibt es nicht. Man hat wenig Zeit, bald kommen die Fabriken, die Taxierten steigen nacheinander aus. Geputzte oder staubige Schuhe, schiefe oder gerade Absätze, ein frischgebügelter oder verhutzelter Kragen, Fingernägel, Uhrriemen, Gürtelschnalle, Scheitellauf, alles pocht auf Neid oder Verachtung. Vor verschlafenen Blicken kann sich nichts verbergen, nicht einmal im Gedränge. Die Arbeiterklasse sucht Unterschiede, es gibt keine Gleichheit am Morgen. Die Sonne fährt innen mit und zieht draußen die Wolken weiß und rot nach oben für die Mittagsglut. Niemand trägt eine Jacke, das Frieren am Morgen heißt frische Luft, weil am Mittag der dicke Staub und die teuflische Hitze kommen.

Wenn ich nicht bestellt bin, schlafen wir jetzt um diese Zeit noch Stunden. Statt tiefschwarz ist der Tagschlaf flach und gelb. Wir schlafen unruhig, die Sonne fällt uns aufs Kissen. Aber den Tag kann man dennoch verkürzen. Wir werden noch früh genug beobachtet, uns läuft der Tag nicht weg. Man kann uns immer etwas vorwerfen, auch wenn wir fast bis Mittag schlafen. Sowieso wirft man uns immer etwas vor, an dem nichts mehr zu ändern ist. Man schläft, aber der Tag wartet, auch ein Bett ist kein anderes Land. In Ruhe lassen wird man uns erst dann, wenn wir bei Lilli liegen.

Natürlich muß Paul auch seinen Rausch ausschlafen. Erst um die Mittagszeit sitzt sein Kopf fest im Nacken, sein Mund kann wieder reden, schlürft die Wörter nicht mit

einer Stimme, die geliehen ist vom Suff. Nur sein Atem riecht noch, als müßte ich unten an der offenen Bartür vorbei, wenn Paul in die Küche kommt. Seit dem Frühjahr sind die Trinkzeiten durch ein Gesetz geregelt, erst nach elf Uhr ist das Trinken erlaubt. Aber die Bar öffnet immer noch um sechs, und bis elf steht der Schnaps in Kaffeetassen, danach gibt es Gläser.

Paul trinkt und ist nicht mehr derselbe, schläft seinen Rausch aus und ist wieder derselbe. Gegen Mittag wäre alles wieder gut und wird wieder verdorben. Paul hütet seine Seele, bis das Büffelgras auf dem Trockenen steht, und ich grübele, wer wir sind, ich und er, bis ich nichts mehr weiß. Wenn wir gegen Mittag am Küchentisch sitzen, ist es falsch, über den Rausch von gestern zu reden.

Dennoch sage ich mal das eine, mal das andere:

Der Schnaps ändert nichts.

Warum machst du mir das Leben schwer.

Dein Rausch war gestern größer als die Küche hier.

Ja, die Wohnung ist klein, und ich will Paul nicht ausweichen, aber wir sitzen, wenn wir zu Hause bleiben, zu oft am Tag in der Küche. Nachmittags ist er schon betrunken und abends noch mehr. Ich schiebe das Reden auf, weil er grantig wird. Ich warte über Nacht, bis er wieder nüchtern in der Küche sitzt, mit Zwiebelaugen in der Stirn. Was ich dann sage, geht an ihm vorbei. Ich möchte, daß Paul mir einmal recht gibt. Doch bei Trinkern gibt es kein Geständnis, kein stummes für sie selber und ein abgerungenes für andere, die darauf